

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 199.

Posen, den 31. August 1928.

2. Jahrg

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
18. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Timothy blieb unentschlossen stehen. Es schien albern, noch länger zu warten und außerdem, um konsequent zu sein, hätte er diese Wächterrolle schließlich von jetzt ab jede Nacht übernehmen müssen. Denn es gab keinen besonderen Grund, warum Sir Johns Feind diese oder irgendeine andere Nacht wählen sollte. Er hatte halb und halb erwartet, Cartwright zu treffen, und war angenehm enttäuscht, daß dieser nicht auftaucht war.

„Ich glaube, Sie haben recht,“ meinte er zu dem Polizisten, „ich werde ein Stück mit Ihnen gehen.“

Sie waren vielleicht eine Viertelmeile weit gegangen und standen plaudernd an der Ecke der Straße, als ein Ton, von der Nachtluft deutlich zu ihnen hinübergetragen, beide Männer in die Richtung blicken ließ, aus der sie gekommen waren. Sie sahen zwei funkelnde Lichter in der Nähe des Hauses.

„Das ist ein Auto,“ bemerkte der Beamte, „was macht es denn da um diese Stunde? Es wird doch niemand im Hause krank sein?“

Timothy schüttelte den Kopf. Er war schon im Begriff zurückzugehen und der Polizist, der fühlte, daß nicht alles in Ordnung sei, blieb an seiner Seite. Sie hatten die halbe Strecke, die sie von dem Auto trennte, zurückgelegt, als dieses auf sie zu kam und die höchste Fahrgeschwindigkeit einschaltete. Es flog vorüber und Timothy sah nichts außer dem Chauffeur, denn das Verdeck war aufgezogen und die Leinwand-Vorhänge verbargen die Darinsitzenden.

„Es kam von der anderen Seite der Allee,“ erläuterte der Polizist unnötigerweise, „vielleicht macht Sir John eine lange Reise und ist früh aufgebrochen.“

„Das würde Fräulein Maxell mir erzählt haben,“ Timothy war beruhigt. „Ich hätte fast versucht, auf den Wagen aufzuspringen.“

Es war eine der wenigen Chancen, die Timothy nicht wahrnahm, und das bereute er hinterher bitterlich.

„Wenn Sie das getan hätten,“ sagte der praktische Polizist, „hätte ich jetzt für eine Ambulanz sorgen müssen.“

Timothy war nicht länger damit einverstanden, die Rolle des schweigenden Beobachters zu spielen. Er ging kühn durch das Gartentor und die Auffahrt der Villa hinauf; die Berechtigung zu dem Eindringen hatte er in Gestalt des Beamten, der ihm folgte. Da sah er, daß das Fenster zu dem Schlafzimmer Marys offen stand, und das Herz schlug ihm bis zur Kehle. Er beschleunigte die Schritte, doch gerade, als er unter dem Fenster stand, sah das Mädchen heraus, und Timothy seufzte erleichtert auf.

„Sind Sie es?“ fragte sie mit einer ein wenig ängstlichen Stimme; „And Sie es, Herr Anderson? Dem

Himmel sei Dank, daß Sie gekommen sind! Warten Sie, ich komme herunter und öffne Ihnen die Tür.“

Gleich darauf erschien das Mädchen, nur mit einem Morgenrock bekleidet. Sie versuchte, mit ruhiger Stimme zu sprechen, aber die Spannung der letzten halben Stunde war zu viel für sie gewesen; die Tränen standen hinter ihren Lidern, als Timothy den Arm um ihre zitternden Schultern legte und sie sanft in einen Stuhl zwang.

„Setzen Sie sich, und erzählen Sie uns, was geschehen ist.“

Sie sah den Beamten an und versuchte zu sprechen. „Da ist ja ein Diener,“ rief der Polizist; „vielleicht weiß er etwas.“

Ein Mann in Hemd und Hosen kam die Treppe herunter.

„Ich kann ihn nicht wecken,“ sagte er, „und Lady Maxell auch nicht.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Timothy.

„Ich weiß es nicht, Herr. Das Fräulein weckte mich auf und bat mich, Sir John zu holen.“

„Warten Sie,“ bat das Mädchen. „Es tut mir leid, daß ich mich so dumm benehme. Wahrscheinlich ist die ganze Aufregung umsonst. Alles geschah vor ungefähr einer Stunde.“ fuhr sie fort. „Ich schlief; auf einmal hörte ich einen Laut, und glaubte, ich hätte von dem geträumt, was gestern abend passiert ist. Es hörte sich an wie zwei Schüsse, jedenfalls, was es auch gewesen sein mag, es weckte mich auf.“

Timothy nickte.

„Ich weiß. Ich habe es auch gehört.“

„Dann waren Sie also die ganze Zeit draußen?“ Sie streckte ihm ihre Hand hin.

Für den Blick, den sie ihm schenkte, würde Timothy dreihundertundfünfundsechzig Nächte im Jahr draußen geblieben sein.

„Ich lag lange Zeit wach und glaubte, daß das Geräusch auch meinen Onkel aufwecken würde, aber ich hörte nichts.“

„Liegt Ihr Zimmer in der Nähe von dem Sir Johns?“ fragte der Polizist.

„Nein, das meine liegt in diesem Flügel des Hauses; Sir John und Lady Maxell schlafen in dem anderen Flügel. Ich weiß nicht, was das war, aber irgend etwas beunruhigte mich und erfüllte mich mit Schrecken — etwas, das mir eiskalt über den Rücken rann — ach, es war schrecklich!“ Sie schauderte. „Ich konnte es nicht länger aushalten, darum stand ich auf und ging auf den Korridor, um Onkel zu wecken. Da hörte ich ein Geräusch außen an meinem Fenster, aber ich war zu erschreckt, um hinauszusehen. Dann hörte ich ein Automobil und Fußtritte auf der Straße. Ich klopfte an Sir Johns Tür, bekam aber keine Antwort. Dann versuchte ich es an Lady Maxells Tür, aber auch dort blieb alles still. So lief ich dann zu Johnson und weckte ihn auf;“ sie blickte Timothy an, „ich — ich — dachte, daß Sie vielleicht da seien, darum sah ich durch das offene Fenster hinaus.“

„Zeigen Sie mir Sir Johns Zimmer,“ befahl der Polizist dem Diener. Die drei Männer gingen die Treppe, gefolgt von dem Mädchen, hinauf.

Die Tür war zugeschlossen, und selbst als der Polizist gegen die Füllung hämmerte, kam keine Antwort.

„Ich glaube, mein Türschlüssel schließt auch alle anderen Zimmertüren auf,“ sagte das Mädchen plötzlich. „Sir John erzählte mir einmal, daß alle Zimmerschlösser nach demselben Muster gemacht seien.“

Sie ging hinunter und kam mit einem Schlüssel zurück. Der Polizist paßte ihn in das Schloß und öffnete die Tür. Er tastete herum und fand den elektrischen Knipser. Das Zimmer war leer. Das Bett war offensichtlich gar nicht berührt worden.

Die Tür, die zu Lady Maxells Zimmer führte, war nicht verschlossen. Wieder traten sie in ein leeres Zimmer und sahen ein Bett, das nicht benutzt worden war. Sie blickten einander an.

„Flegte Sir John nicht bis zu später Stunde in seinem Arbeitszimmer zu bleiben?“ fragte Timothy. Das Mädchen nickte:

„Es liegt am anderen Ende des Korridors,“ sagte sie mit gebrochener Stimme. Sie fühlte, daß das Arbeitszimmer ein schreckliches Geheimnis bergen mußte.

Diese Tür war von innen verschlossen. Aber jetzt machte der Polizist keine Umstände mehr. Mit einem schnellen Stoß seiner Schulter zerbrach er das Schloß und die Tür flog auf.

„Wir wollen doch etwas Licht machen.“ Unbewußt sprach er die gleichen Worte, die vor einer Stunde in diesem Zimmer gefallen waren.

Das Zimmer war leer, es war aber unverkennbar, daß hier etwas geschehen war. Der Sessel stand offen, der Kamin war voll glühender Asche und der ganze Raum war erfüllt vom beßenden Geruch verbrannten Papiers.

„Was ist das?“ Timothy deutete auf den Boden.

Der Fußboden des Arbeitszimmers war mit einem dicken, biskuitfarbenen Teppich bedeckt, und „das“ war ein runder, dunkler Fleck, der noch naß war. Der Polizist kniete hin und betrachtete ihn kurz.

„Es ist Blut. Da ist noch ein Fleck, neben der Tür. Wohin führt denn diese Tür? Halten Sie das Mädchen, sie wird ohnmächtig.“

Timothy hatte gerade noch Zeit, den Arm um des Mädchens Taille zu legen — dann brach sie zusammen. Inzwischen war alles im Hause aufgewacht, und es erschien eine Dienerin, die für Mary sorgte. Als Timothy wieder zum Polizisten trat, hatte der Beamte schon festgestellt, wohin die Tür führte.

„Man kann über eine Treppe in den Garten gehen. Es sieht ganz so aus, als ob hier zwei Schüsse abgefeuert wurden. Sehen Sie her, da sind zwei Einschläge in der Wand.“

„Glauben Sie, daß zwei Menschen getötet worden sind?“

Der Polizist nickte.

„Der eine wurde mitten im Zimmer abgegeben, und der andere wahrscheinlich auf dem Wege zur Tür. Was mag wohl das sein?“ Er hielt einen Beutel in die Höhe, der ganz verschossen und abgenutzt war und an dessen Haken ein langes Stück rostigen Drahtes befestigt war.

„Er ist leer.“ Der Beamte sah in den kleinen Sack hinein, der noch vor einer Stunde John Maxells eifersüchtig bewachte Geheimnisse enthalten hatte. „Ich werde telefonieren. Es ist besser, wenn Sie hierbleiben, Herr Anderson. Wir werden Sie als Zeugen brauchen — und das wird wichtig sein. Es kommt nicht oft vor, daß wir einen Mann finden, der von außen ein Haus bewacht, in dem gerade ein Mord begangen wird — vielleicht sogar zwei.“

Die Sonne war bereits aufgegangen, als das vorläufige Verhör und die Untersuchung des Hauses und seiner Umgebung abgeschlossen war. Der Detektiv Blewitt, der den Fall übernommen hatte, kam in das Schlafzimmer, in dem eine verwirrte Dienerin Kaffee für die

Untersuchungskommission serviert hatte, und ließ sich in einen Stuhl fallen.

„Ein Anhaltspunkt ist da — nur ein einziger.“ Er zog einen weichen Hut aus der Tasche. „Erfennen Sie ihn, Anderson?“

Timothy nickte.

„Ja, den hat gestern abend der Mann getragen, über den ich mit Ihnen sprach.“

„Cartwright?“

„Ich könnte es beschwören. Wo fanden Sie ihn?“

„Draußen, und das ist alles, worauf wir aufbauen können. Eine Leiche ist nirgends zu finden. Meine erste Annahme scheint richtig zu sein.“

„Sie glauben, daß der Mörder Sir John und Lady Maxell in den Wagen trug und mit ihnen davonfuhr? Aber dann müßte ja der Chauffeur mit im Komplott gewesen sein.“

„Vielleicht — vielleicht ist er auch terrorisiert worden. Selbst ein Autolenker wird gefügig, wenn Sie ihm einen Revolver unter die Nase halten.“

„Aber würde Fräulein Maxell nicht gehört haben —?“

„Sie hörte es ja. Aber sie hatte zu große Angst, um hinauszusehen. Sie hörte zwei Schüsse. Meine Theorie ist die, daß Sir John und Lady Maxell getötet worden sind, daß der Mörder dann beide Schlafzimmer abschloß und schließlich Sir Johns Papiere durchsah — vielleicht um ein belastendes Dokument zu finden und dieses zu vernichten.“

„Aber warum hat er die Leichen nicht liegen lassen?“

„Weil ohne die Leichen keine Anklage wegen Mordes gegen ihn erhoben werden kann.“

Timothy Anderson wandte sich um, als das Mädchen hereintrat. Sie sah müde aus, aber sie war ruhiger als in den frühen Morgenstunden.

„Gibt es etwas Neues?“ fragte sie. Timothy schüttelte den Kopf:

„Wir haben jeden Zoll des Grundstückes abgesucht.“

„Glauben Sie —“ sie zögerte, die Frage auszusprechen.

„Leider! Es ist nur wenig Hoffnung.“

„Aber Sie haben auch wirklich alles abgesucht?“ drängte das Mädchen.

„Alles,“ erwiderte Timothy.

Ein wenig später begleitete Timothy das Mädchen in ein Hotel. Das Haus wurde in Obhut der Polizei gelassen. Späterhin kam der berühmte Detektiv Gilborne, der eine von der ersten unabhängige Untersuchung anstellte, aber so wenig wie seine Vorgänger konnte er eine neue Handhabe entdecken, denn auch er wußte nichts von dem unbenuzten Brunnen, der unter einem Schutthaufen verborgen lag.

XV.

Wer tötete John Maxell und seine Frau? Wo waren ihre Leichen versteckt? Diese beiden Fragen bewegten ganz England während der traditionellen Spanne von neun Tagen. Die erste Frage war leichter zu beantworten als die zweite. Für die Zeitungsrechercheure gab es keinen Zweifel, daß der Mörder Cartwright war, an dessen rachsüchtige Drohungen man sich wohl erinnerte, und dessen Austausch in Bournemouth von dem beauftragten Detektiv beschrieben worden war. Eine Information aus erster Hand konnten die Pressevertreter für den Augenblick nicht erreichen, denn Timothy lag in tiefen Schlaf versunken, dabei aber vollständig angezogen auf seinem Bette. Zum Glück für ihn brachte keiner der unternehmungslustigen Presseleute, weder damals noch später, das „A. C.“ in seinem Namen mit dem abgünstigen Verbrecher in Verbindung. Diese Unannehmlichkeit blieb ihm wenigstens erspart.

(Fortsetzung folgt.)

Geschändeter Acker.

Novelle von Peter Lee.

Sebastian Schöpfer war das Kind armer Eltern. Sein Vater führte sich als Tagelöhner im Steinbruch zu Tode, und die Mutter starb bei Sebastians Geburt. Als eine Findelkind fiel er der Gemeinde zur Last, die ihm in der Person des trunksüchtigen Flickschusters Storch gegen fatiges Entgelt einen Piel- und Pflegevater gab. Das Kind war sich schon frühe seiner Gott- und Menschenverlassenheit bewußt. Der Vater aller himmlischen und irdischen Waisen hatte das Wärmchen offensichtlich vergessen, und den Bauern war es ein recht unnützer Esser, ein närrisches Rührmichnichtan, aus dem niemand Klug werden konnte. Es war schon so: Sebastian mied alle, mit denen ihm Berührung drohte. Die bariſche Derbheit der Alten tat ihm weh, die ausge- suchten Bosheiten seiner Altersgenossen aber quälten ihn. Tage- und nachtelang lag er draußen in Fluß und Heide; das Leben war so schön ohne sie, die an ihm nur zu nörgeln, zu zerren und zu höhnen hatten. Und mit einem von innen her beglänzten Gesicht, mit Augen, aus denen zu tiefst noch beglücktes Alleinsein schimmerte (er hatte ja aus den blühenden Sternen Vaters und Malters Himmelsaus herausgefunden), fand er sich zurück unter die Menschen, die ihm schnell genug den letzten Rest jener Silberstäubchen von der Seele bliesen.

Meister Storch liebte nun den kleinen Sonderling gewiß nicht; aber er tat ihm nichts zuleide. Er nahm ihn hin als etwas Unvermeidliches. Beide hatten ihre Liebhabereien: diesem verjant Schusterfugl und Sohlleder, wenn er in seine Schnaps- bündel, jenem Fuchsdutt und Lieblosigkeit, wenn er in einen Klumentelch oder in ein Stüdchen blauen Himmel starren konnte.

Das sonderbare Gejpann hätte solchermassen einander fast vergessen, wenn die Gemeinde nicht in das Joch eingegriffen hätte. Für schwere Flugarbeit nicht kräftig genug, fand sich Sebastian um so williger mit dem ihm anvertrauten Girtenamt ab. Eine Herde gehörnter Siegfriede, Schwarz- und Rotbunte, waren in seine Obhut gegeben, und wenn auch ihr behäbiges Naturell kaum ein anstrengendes Girtenamt beanspruchte, so galt doch Sebastians vertrautes Interesse fast ausschließlich seinen gutmütigen Freunden. Er konnte stundenlang zusehen, wie die spiralförmig gestrümmten rauen Zungen Büschel um Büschel abrupften, wie es nur eines plumpen Schrittes bedurfte, um das kahl ge- weidete Fleckchen Wiese mit einem neuen fastigen Stüd Weideland zu tauschen. Es lag eine Philosophie der Stille und der Zweck- mäßigkeit über den Tieren... das zufriedene Los von Gottes- geschoffen, denen es an nichts gebricht.

Sebastian zählte die Jahre nicht. Aus dem nach innen ge- kehrten Jungen wuchs ein blasser schwächlicher Bursche. Nichts hatte er, als seinen Winkel im Dorf und seine wenigen Habselig- keiten. Wie war in sein Leben ein junges Weib getreten. Er blieb allein. Gemieden. Mitten hineingebannt in eine große innere Stille. Dort lebte er wunschlos und inselhaft.

Aber dies einsiedlerische Versponnensein verschloß Sebastian nicht den Blick für praktische Dinge. Der junge Girt hatte schon im vergangenen Jahr ein Stüd Gemeineland, das, von Dornen und Steinen überjät, keine Hand zu locken vermochte, aus freiem Antrieb gerodet und gesäubert. Das Flecklein, ebenso vermalt wie er, hatte es ihm angetan. Während seine breitflügeligen Ra- meraden mit mahelnden Bächen ihren eigenen Gedanken nach- gingen, düngte und grub er den Boden, und im Spätherbst sentie er spärliches Saatgut hinein, deckte und eggte das bescheidene Feld zu. In des armen Menschen Brust aber sprang, wingig und leuchtend, Freude auf, Freude, die nicht in bunten Träumen sich spiegelt, sondern ihre Wurzeln treibt in harte tätige Gegen- wart.

Der einsame Pflüger sah sein kargliches Leben in diesem Acker gesehnet. Wie ein Wunder blühte hundertfältige Frucht aus ihm empor — Jahr um Jahr. Und wenn auf anderen Breiten Mischwachs und Mutterkorn überhand nahmen... das Stüd an der Riesgrube war — Jahr um Jahr — ein blondes wehendes Wunder, in dem sich der Himmel zu spiegeln und Sebastian zuzu- lächeln schien... Dieser, allmählich den Wert der guten Dinge erkennend, hatte sich nach und nach einen Hausrat zusammen- gepart, der sich sehen lassen konnte. Eine Stube ward gemietet und drinnen aufgestellt standen Schrank, Kommode und Tisch. Und ein Bett, versteht sich, auch. Ein bißchen herausfordernd präsig alles in seinem noch unberührten Firnisglanz, aber behaglich sonst und ganz wohnlich.

Das Dorf war an unserem Freunde nicht gleichgültig vor- übergegangen. Man hatte Respekt bekommen vor dem zähen Fleiß des Mannes. Denn schon vorher war ihm um ein lächerlich geringes Nachtgeld der Acker überlassen, und die kleinen Wuben rückten jetzt sogar die Kappe, wenn sie dem verschlossenen Menschen mit den Träumereien begegneten.

Es gab aber welche, denen Schöpfers bescheidener Wohlstand ein Dorn im Auge war.

Schon als Schulkanten waren die Brüder Macheleidt es ge- wesen, die dem Elternlosen den ärgsten Schabernack, den grau- samsten Hohn erkannten. Deranwachsende Burschen, fühlten sie sich zu künftigen, raffinierten Mänten aufgeleget, und als frohnde Jungmänner gar, die obendrein auf des Alten Dufaten und

Silbertaler pochten, schämten sie sich nicht der niederträchtig hämi- schen Verachtung, die sie bei Sebastians Anblick so womeksam empfanden... Doch den suchten, äußerlich, die gemeinen An- wärter nicht an, wenn sie auch schmerzten und bohrten. Aber die gelassene Ruhe des Stillen wiederum goß Öl ins flackernd häßliche Feuer der rüden Gejellen. „Dieser verdammte Dackmäuser!“ so sprachen sie wohl zueinander... „Wer den mal so recht kuzo- mieren könnte. Innerlich treten, daß das Frömmelergesicht sich krümmte wie ein Vieh! Knirschen müßte der vor ohnmächtiger Wut... knirschen, der Lump, der scheinhöfliche!“

Commerzeit.

Auf hohem Galm nicht die Frucht. Drüben legt der ältere Macheleidt mit breitem Sensenschwung Schwaden um Schwaden auf die Stoppel.

In der flimmernden Hitze wird jetzt ein Geschirr sichtbar. Leiterwagen mit Ladebaum. Schwere messingglänzende Gänge davor.

Oha, denkt der Lorenz, der Franzl ist's. Der wird dem trau- rigen Radenbucker, der dort an seiner Grube so betunlich sein Senslein dengelt, hoffentlich aufspielen, daß es dem Kopfhänger mal ordentlich wumt! Hoh, der Franzl! Ist ein Unguter, der ein Scharfer! Schlägt, wann er will, Funken aus dem derbsten Nischel... Jeshas, was ist denn jetzt das? Granaten und Laubon! Einen Sucher möcht einer da doch grad nankschrein... der Kerl biegt ja von der Sträßen ab und bricht... sauber, sauber mitten in des Narren Weizen ein, walzt ihn nieder und ah... hält nun beim Rain die Köffer an...

Der Beobachter hat mit breitem Grinsen die Augen ge- schirmt und den Gergang genau verfolgt. Mit etlichen stampfenden Schritten ist er beim Brud... schüttelt ihm mit bösem Lachen die Hand.

„Herrgott Franzl, a Staatskerl bist. Dös vergiß i dir nimma, daß d's den Deppen, den ausgehanten, so künfti b'forgt hast... Aber... ho! Da schau her! Was is denn in den spinneten Stern- guder gefahren?“

Sebastian hatte, starres Unbegreifen im kalkweißen Gesicht, die Arme am Leib niederjucken lassen. Minutenlang, ein Lallen auf den zuckenden Lippen, stand er reglos im geschändeten Acker. Dann aber, als wenn trodene Blut ihn schüttelte, brach aus den dunkel gemorbenen Augen ein Strahl des Hasses, so furchtbar, daß den zwei stämmigen Burschen das Gefühl des Grauens über den Nacken rann. Und in die mittägige Erntestunde stürzte in irren hastenden Feten ein Fluß, der sich aus gepeinigtem Herzen rang und wie Meltan auf die Frebler sentie. Ihrem robuften Be- griffsvermögen wurde nun, blühtig erhellt, die ganze Scheu- lichkeit ihrer Missetat bewußt. Die klogig verlegenen Wege, mit denen sie sich von dem unheimlichen Erlebnis befreien wollten, blieben schredenverheißert in der Rehle.

In Sebastian hatte sich die geballte Wucht des Schmerzes vor- übergehend gelöst. Lautloses Schluchzen rüttelte den hageren Körper. Dann aber sprang der Mann, geheßt wie ein Tier auf und floh in langen Sähen davon. Ein irrfinniger Gedanke hatte sich in sein Bewußtsein gekrallt und verdunkelte ihm klares Denken. Ein Beseßener, brach er in seinen kleinen häuslichen Frieden ein und zertrümmerte mit Axt und Beil, was ihm dank- barer Boden geschenkt.

„Soll ich, dröhnte Sebastian, „soll ich, der ich nicht die Kraft fand, Freblern zu wehren... nicht vermochte, die heilige Gottes- gabe zu schützen... soll ich mich eines Besitzes erfreuen, der mir nicht zukommt? Herrgott im Himmel — du grausamer, du ungütiger Gott! Aber... wie denn... was denn? Recht, Recht, Recht geschieht mir, und Recht dem polierten Land da, wenn ich... ich zerstöre, was ein Hohn und ein Widersinn ist für alle Zeit!“

Schaum vor lallendem Munde, stierte der Tobende auf zer- splitterte Platten, zerrissene Matrasen, scharbenbedeckten Boden — mit einem verlorenen Blick auf die Stätte der Verwüstung und des Wahnsinns verließ Sebastian das Dorf. Nach Jahren fand man ihn auf dem dornenverkrühten Acker oberhalb der Riesgrube, der wieder seinem früheren Schicksal verfiel, einen toten Land- streicher. Er war es: Sebastian Schöpfer hatte es, Erschöpfung und Heimweh nach dem verwilderten Freund im Herzen, dahin zurückgetrieben, wo ihm der Segen der Erde zum erstenmal auf- ging...

An den Brüdern hat sich der Fluß des Armen erfüllt. Der Jüngere von ihnen, der wegen Erbtreitigkeiten zum Vaternörder und Brandstifter wurde, küßt sein verdorbenes Leben hinter Buchstausmauern.

Lorenz aber wurde trotz allen Reflamierens und aller Liebe- dienererei von dem Bezirksamt als Landwehrmann eingezogen. Schon in den ersten Verlustlisten wurde sein Name unter den Ver- missten genannt.

Er blieb verschollen bis auf den heutigen Tag.

Der Unterschied zwischen Mann und Frau.

Die Frauenrechtlerinnen wollen keinen Unterschied anerkennen. Sie sagen: die Frau ist genau so ein Mensch wie der Mann. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Ihre Forderung hat endlich Diskussionen hervorgerufen, und die Wissenschaft hat sich bemüht, festzustellen, welche Unterschiede zwischen den Geschlechtern positiv vorhanden sind. Sehr bemerkenswerte Ergebnisse hat der Psychologe Professor O. Lippmann erzielt. Seine Feststellungen lassen sich in der Weise ordnen, daß die überwiegend männlichen Eigenschaften den überwiegend weiblichen Eigenschaften gegenübergestellt werden. Danach ergeben sich die beiden folgenden Tabellen:

a) Überwiegend männliche Eigenschaften.

Die Fähigkeit, Gewichte zu unterscheiden.
Optische Raumauffassung.
Zeitauffassung.
Überbückung von Zeitzwischenräumen.
Präzision und Koordination bei den Bewegungen.
Detailreichtum bei den Zeichnungen.
Begabung für Mathematik.
Gute Ergebnisse des Mathematikunterrichts.
Die Fähigkeit, Probleme zu lösen.
Interesse für Mathematik.
Die Fähigkeit, technische Aufgaben zu lösen.
Interesse für technische Fragen.
Befähigung zum Zeichnen.
Interesse für Zeichnen.
Interesse für Geschichte.
Die Fähigkeit, einzelne Aufgaben bei Intelligenzprüfung zu lösen.

Neigung zu politischer Betätigung.
Neigung zu praktischer Tätigkeit.
Erwerbsstinn.
Streben nach Macht.
Ehrgeiz.
Sinnlichkeit.
Leichtstinn.
Mangelnder Ordnungssinn.
Mangelnde Wahrheitsliebe.
Mut.
Anspruchsvolles Wesen.
Ehrst.
Sinn für Humor.
Schwankende Aufmerksamkeit.

b) Überwiegend weibliche Eigenschaften:

Raumauffassung in der Haut.
Geschmackssinn.
Gehörstinn.
Die Fähigkeit, Farben zu unterscheiden.
Unterbückung von Zeitzwischenräumen.
Schreibfertigkeit.
Geschicklichkeit.
Fertigkeit in den vier einfachen Rechnungsarten.
Talent für fremde lebende Sprachen.
Interesse für fremde, lebende Sprachen.
Begabung für die Muttersprache.
Talent für Rechtschreibung.
Allgemeine seelische Entwicklung.
Neigung zu intellektueller Tätigkeit.
Neigung zu philanthropischer Tätigkeit.
Religiosität.
Höflichkeit.
Eitelkeit und Koketterie.
Fleiß.
Ordnungssinn.
Wahrheitsliebe.
Angst.
Schüchternheit.
Beweglichkeit.
Geschmeidigkeit.
Impulsivität.
Stabile Aufmerksamkeit.

Mancher Mann und manche Frau wird sich an die Brust schlagen und sich in seinem Spiegelbilde Zug um Zug erkennen. Natürlich sind für den Einzelmenschen Abweichungen gegeben, aber für den Typ im allgemeinen werden diese Grundwesenszüge zutreffen. Vergleichen wir die typischen Eigenschaften, so kommen wir nicht zu der Erkenntnis einer Uebereinstimmung, wohl aber sehen wir, wie sehr die Eigenschaften von Mann und Frau sich gegenseitig ergänzen. Wo der eine schwach und unbegabt ist, hat der andere seine Stärke und Talente. Wissenschaftlich bewiesen ist also damit, daß Mann und Frau nicht ohne einander auskommen können und aufeinander angewiesen sind. Die Frau soll nicht nach den gleichen Rechten und gleichen Pflichten streben, die der Mann hat, sondern soll ihr spezifisch

fräuliches Können zur Vollkommenheit entwickeln.

Diese Tabellen könnten auch unsern Schulmännern zu denken geben: es ist verfehlt, den Mädchen den gleichen Unterricht zu geben wie den Knaben; Anlagen und Charakter des Mädchens erfordern andere Speise, um sich zur Vollkommenheit zu entwickeln. Es ist tief zu bedauern, daß wir durch die jetzigen Experimente, die in der andern Richtung gehen und das Pensum der Mädchenschulen dem der Knabenschulen angleichen, ein schweres Lehrgeld zahlen müssen und die naturgemäße Entwicklung unserer Jugend, d. h. der Mädchen, gefährden.

Aus aller Welt.

Die Ermüdung bei großer Hitze. Englische Bergleute, die bei einer Temperatur von 28 Grad Celsius arbeiten mußten, erschlafften bald und hatten Krampfanfälle. Sobald sie Wasser tranken, in dem auf ein Liter zwei Gramm Salz aufgelöst war, besserte sich ihr Zustand. Dasselbe Resultat hatte das Abwaschen mit Salzwasser, das etwas mehr als einen Löffel Salz auf ein Liter Wasser enthielt. Dr. Galdane legte diese günstige Wirkung von Salz wie folgt aus: das starke Schwitzen bei der Arbeit in heißer Luft entzieht dem Körper einen außerordentlich großen Teil von Salz, das sich in dem Schweiß befindet. Diese Entziehung von Salz verursacht das Gefühl der Ermüdung und Schläffigkeit. Die Benutzung von salzhaltigen Flüssigkeiten, die dem Körper in dem Maße Salz zuführen, als ihm solches entzogen worden, verhindert die schädliche Wirkung der Arbeit in heißer Luft.

Der Ameisenscharfrichter. In Amerika lebt eine Fliege mit dem wissenschaftlichen Namen Apocephalus Pergandii, die auch Ameisenscharfrichter oder Ameisenköpfer genannt wird. Diese Fliege ist ein sehr gefährlicher Feind der Ameisen. Sie greift diese an und sucht ein Ei in den Kopf einer Ameise zu legen. Instinktiv fühlt die Ameise den Feind und sucht ihn abzuwehren. Das gelingt auch manchmal nach hartem und langem Kampfe; oft versetzt jedoch die Fliege das Ei doch in den Kopf der Ameise abzulegen, und dann ist diese verloren. Die Larve wächst im Kopfe und frißt ihn ganz leer, so daß er abfällt. Die Larve aber wandert mit dem geleerten Kopfschale umher, bis sie nach zwei bis drei Wochen zur Fliege ausgewachsen ist; die ausgewachsene Fliege sucht sodann ihre Eier wiederum in den Köpfen von Ameisen unterzubringen.

Die entlegenste Insel. Es gibt natürlich viele Inseln, die weitab von den Festländern liegen, aber den Ruhm, die entlegenste Insel der Welt zu sein, darf Tristan da Cunha für sich in Anspruch nehmen, denn diese Insel liegt auf halbem Wege zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Kap Horn, 3000 Kilometer von Kapstadt, 3700 Kilometer von Montevideo, 2400 Kilometer von der Insel St. Helena, die das nächste erreichbare Land ist. Mit zwei kleinen Nachbarinseln (Inaccessible und Urghintale) und einer anderen, 500 Kilometer südöstlich gelegenen Insel (Gough), bildet sie einen Archipel, der England gehört. Sie liegt 37,5 Grad südlicher Breite, was der Lage der Azoren in der nördlichen Halbkugel entspricht. Das Klima ist aber viel kälter, da das Treibeis dorthin gelangt. Der Ursprung der Insel ist ein vulkanischer, wie der der anderen Inseln des Atlantischen Ozeans. Zwischen da Cunha umfaßt 116 Quadratkilometer. In der Mitte erhebt sich ein Berg von 2550 Meter Höhe, so daß die ganze Insel felsige Abhänge aufweist. Nur eine 5,5 : 1,5 Kilometer große Hochebene ist zum Anbau geeignet. Als der Portugiese Tristan da Cunha, nach dem sie genannt ist, sie 1506 entdeckte, war sie unbewohnt. Später haben Schiffbrüchige und Kolonisten sie besiedelt. Getreide, Alkohol und Viehbrechen sind dort unbekannt. Es leben dort etwa 130 Personen, welche eine Art kommunistisches Gemeinwesen bilden, von der Fischerei.

Fröhliche Ecke.

Kunstkritik auf dem „Dobbs“. Auf dem dritten Rang in „Car-men“.

Neben mir sitzen zwei ältere sächsische Spießerfrauen. In der Pause nach dem dritten Akt meint die eine zur anderen:

„Ne scheißlichen Charakter hatte doch, die Garm! Un was siehmir widder amal? De Männer, die bleeden Hunde, die gucken nur nach eizern Geschwänzel un fallen brombt uff das Gassanchettiengelabre rein. Wenn's wenigstens bloß unten in Schbanchen so wäre, aber bei uns machens die Hornochsen ja grade so!“

Die Kaffeemühle. Wendungen wurden geübt. Schant Schwob hatte schon seine Not mit den neuen Mektuten. „Da weiß dieses vom Kirchturn gefallene Orgelgestell nicht mal, was rechts und links ist! Kennst du eine Kaffeemühle?“ — „Jawull, Herr Schant!“ — „Dann streck mal deinen Arm aus — so, und nun drehe ich den Schwengel nach rechts, folglich ist das „rechts um“ — kapierst?“ — „Jawull, Herr Schant.“ — „Und nun drehe ich den Schwengel anders herum — was ist dann?“ — „Dann machst du nich, Herr Schant!“